SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Ehefrauen, Pharmavertreter und Übererfüller: eine Verteidigung des Studienabbrechers

Fleck, Christian

Veröffentlichungsversion / Published Version
Arbeitspapier / working paper

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
SSG Sozialwissenschaften, USB Köln

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Fleck, C. (2001). *Ehefrauen, Pharmavertreter und Übererfüller: eine Verteidigung des Studienabbrechers.* Wien. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-234810

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:
This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.
By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

gesis Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Ehefrauen, Pharmavertreter und Übererfüller: Eine Verteidigung des Studienabbrechers

Christian Fleck

(Im Druck erschienen in: *Elisabeth Printschitz 1952-1993* (= Durch 11), Graz: Grazer Kunstverein, 25-31.)

Sein Ruf könnte schlechter nicht sein. Und doch erscheint das bei näherem Hinsehen ziemlich ungerecht, wenigstens in einigen der Fälle. Im Unterschied zu unvollendeten Symphonien wird der Studienabbrecher in Bausch und Bogen als Versager betrachtet und gar nicht in Erwägung gezogen, ob so etwas wie ein Studientorso in seiner Unvollkommenheit nicht vielleicht auch etwas für sich hat.

Ein Blick auf die unterschiedlichen Strategien, mit denen die, die ein Studium zwar begonnen aber nicht beendet haben, ihr Versagen vor sich selber und anderen rechtfertigen, soll zweierlei zeigen: Die Gründe für das Versagen liegen nicht immer in der Person und unter bestimmten Bedingungen sind die Versager die eigentlichen Gewinner.

Ein Universitätssystem, das den Eintrittswilligen nur wenige Hindernisse in den Weg stellt, produziert mehr Versager als ein in höherem Maße selektives System. Muss man, um zum Studium zugelassen zu werden, weder finanzielle Aufwendungen erbringen noch spezielle Aufnahmeprüfungen absolvieren, dann ist ceteris paribus, also unter sonst gleichen Bedingungen, die Zahl der Studierwilligen natürlich höher. Wenn nur Wohlhabende und Kandidaten mit einem bestimmten Leistungsprofil aufgenommen werden ist es für jene, die zwar die Leistungskriterien zu erfüllen vermögen, aber nicht über die Finanzmittel verfügen, nötig zu überlegen, ob sich das Risiko der Verschuldung lohnt oder die Belastungen eines Studiums neben einer Erwerbstätigkeit in Kauf genommen werden sollen.

Drehtürinstitutionen laden zum versuchsweisen Besuch ein. Während das im Fall eines Museums mit freiem Eintritt zur Steigerung der ausgewiesenen Besucherzahlen führt, ohne dass deswegen auch schon gesagt werden könnte, die Zahl der Kunstsinnigen habe zugenommen, sind offene Universitätssysteme bislang noch nicht auf die Idee gekommen, die Zunahme der Eintritte als Erfolg auszuweisen. Die Ideologie der Persönlichkeitsformung durch Teilnahme an emphatisch verstandener Bildung im Gegensatz zur bloßen Ausbildung könnte sich diese Idee leichterdings zu Eigen machen. Offenbar sind aber die von Universitätslehrern in Hörsälen erbrachten Leistungen nicht derart, dass sie Gelegenheitsbesucher anziehen, die wegen der Vervollkommnung ihrer Persönlichkeit fallweise studieren. Das hängt auf das engste mit einer gewissen Unaufrichtigkeit der Lehrenden zusammen: Zwar werden Vertreter der akademischen Bildung nicht müde, ihren emphatischen Bildungsbegriff zu verteidigen - "wir sind ja keine Fachhochschule!" -, doch wenn es darum geht, eben dieses Bildungsbedürfnis zu befriedigen,

dann akzeptieren dieselben Personen lieber extra bezahlte Einladungen von Fortbildungseinrichtungen und treten dem bildungswilligen Publikum jedenfalls nur dann gegenüber, wenn dieses sich außerhalb der hohen Schulen versammelt.

Und doch war und ist die Universität mit niedrigen Eintrittsschwellen immer auch eine Drehtürinstitution. Im Unterschied zu Public Libraries, die mancherorts auch die kommunale Unterversorgung mit öffentlichen Toiletten und day care centers für psychisch Kranke kompensieren, versammeln sich in Universitäten meist Personen mit weniger kurzfristigen, aber dennoch akute Nöte. Über eine dieser Notlagen heute zu reden, verstößt ein wenig gegen die Regeln der politischen Schicklichkeit: Die Suche nach einem Ehepartner. Ein Aspekt des Heiratsverhaltens ist gegenüber den Einflüssen der geistigen Strömungen jeder beliebigen Zeit nahezu immun, nämlich die stabile soziale Endogamie, mit anderen Worten: man heiratet jemanden, der einem in vielerlei Hinsicht, vor allem jenen, die aus der Zugehörigkeit zur selben sozialen Schicht resultieren, ähnlich ist. Nichts könnte diese sozialstrukturelle Forderung besser befriedigen als die zeitweilige Teilnahme an denselben sozialen Vergnügungen und intellektuellen Anstrengungen. In früheren, allerdings noch nicht allzu fernen Zeiten, als es noch unstatthaft war, Babies mit in die Vorlesung zu nehmen, brachen Studentinnen deutlich häufiger ihr Studium ab als ihre Kollegen und es ist wohl nicht falsch, wenn man den begleitenden Studienabbruch wenigstens zum Teil auf den erfolgreichen Abschluss der sexuellen Werbephase zurückführt.

Die so gestifteten Ehen waren in zwei Dimensionen dann auch stabiler als andere Paarungsvarianten. Der Statusunterschied zwischen dem graduierten Ehemann und der angetrauten Studienabbrecherin reduzierte innereheliche Konkurrenz auf dem Feld beruflichen Erfolgs und stabilisierte die familiäre Arbeitsteilung solange die Versorgung der Kinder als Grund für den Studienabbruch ins Treffen geführt werden konnte; die Frauenbewegung setzte dem mehr oder weniger ein Ende und die Scheidungsraten der Familien mit einem Doktortitel - Diplomstudien gab es damals noch nicht - stiegen. In der prä-feministischen Periode musste sich die Studienabbrecherin als Gattin eines Herrn Doktors über den Mangel eines Titels nicht kränken, der des Ehemanns reichte damals noch für zwei. In der und vor allem nach der Zäsur der Frauenbewegung funktionierte das alles nicht mehr - und die Zahl der Studienabbrecherinnen ging relativ zurück!

Die andere, Ehen stabilisierende Funktion benötigt keinen Studienabbruch und ist wahrscheinlich sogar geschlechtsneutral, wohl aber fordert sie vom Ehepartner, dass er (syntak.) oder sie (fakt.) eine Zeitlang am berufsvorbereitenden Leben des anderen teilnimmt, um im Gespräch unter vier Augen, aber viel bedeutsamer noch im größeren Kreis mithalten zu können. Stößen Klagen über die Unfreundlichkeit der Berufswelt auf Partnerohren, die kein Verständnis für die tiefen Verwundungen aufbrächten, die Akademiker einander im Existenzkampf kleinweis

zuzufügen in der Lage sind, litte die intime Kommunikation und die Gefahr des Desinteresses des außerhäuslich tätigen Partners am anderen stiege rasant an - und Trennung wäre alsbald die Folge. Noch viel dramatischere Folgen hat die relative Unbildung eines Ehepartners in den zwanglosen Konversationen im großen Kreis, jedenfalls treten sie rascher, nämlich schon bei der ersten Abendgesellschaft zutage. Ein Ehepartner, der sich mit den Kollegen des anderen und deren Ehepartnern nicht zu unterhalten vermag, kann die Reputation nachhaltig ruinieren. Sich in Gesellschaft als "Trampel" zu erweisen führt unweigerlich zum sozialen Ausschluss in Form von Nicht-Einladung und damit wiederum zur Verschlechterung des berufsbezogenen Status, weil man von den Möglichkeiten der informellen Kommunikation und des Knüpfens von interpersonellen Bindungen ausgeschlossen ist - und durch die Reduktion der außerhäuslichen Kommunikationsgelegenheiten zu einer Überforderung der Intimkommunikation, die weil der unerfahrene Teil ja auch dort nicht recht weiß was er wie zu sagen hat; ceteris paribus findet das nächste Treffen mit Dritten beim Zivilgericht statt.

Der soziale Sinn von ein wenig Bildung ist der eine Grund, warum man Studienabbrecher vom Makel des Versagers befreien sollte -- die Notwendigkeit, ein wenig älter zu werden, ein anderer.

In modernen Gesellschaften wird man immer früher erwachsen, wenigstens auf dem Papier, auf dem die Volljährigkeit attestiert wird. Zugleich muss man, um bestimmte Berufe ausüben zu können, eine gewisse Respektabilität an den Tag legen können, und das geht am leichtesten, wenn man ein wenig älter ist oder zumindest so aussieht. Fotografien unserer Großväter vermitteln davon einen guten Eindruck: Steife Körperhaltung, Stehkragen, gezirkelter Scheitel, gar eine Uniform oder wenigstens ein Homburg lassen den Jüngling von kaum zwanzig Jahren älter, jedenfalls aber würdiger erscheinen. Ihn würde man als Anlageberater akzeptieren, aber wohl nicht seinen Alterskollegen von heute, selbst wenn er sich in einen Designeranzug zum Gesprächstermin einfindet. Für all jene Dienstleistungstätigkeiten, bei denen die äußere Erscheinung eine Rolle spielt und deren Leistung mit Geld und Qualität des Produkts zu tun hat, können nicht von halben Kindern, Maturanten, erledigt werden. Das hängt natürlich nicht nur mit dem Erlernen einer bestimmten Körperhaltung und eines entsprechenden habituellen Ausdrucks zusammen, sondern ebenso sehr damit, dass in der Mittelschicht die Kindheit heute im Einvernehmen zwischen den Generationen immer länger hinausgezögert wird - und wer will sich schon von seinen eigenen Kindern in lebensentscheidenden Fragen beraten lassen? Die Zeit bis zur Erreichung des sozial erwarteten Alters verbringen angehende Pharmavertreter als Medizinstudenten und angehende Finanzberater als BWL Studenten, wobei weder die einen noch die anderen wissen müssen, dass das so ist. Sie können sich ruhig im Glauben wiegen, ernsthaft

zu studieren, bis, ja bis in ihrem Fall das eintritt, was der wichtigste Faktor zur Erklärung von Studienabbruch ist: eine attraktive Alternative zur Öde des Lernens in Form eines Jobofferte.

Eine boomende Ökonomie saugt immer Leute aus dem tertiären Bildungswesen ab. Die Idee, Bildung um ihrer selbst willen zu erwerben, ist längst derart diskreditiert, dass sie sich gegen ein lukratives Angebot nicht mehr behaupten kann. Diejenigen, die trotzdem dem Wahren, Guten und Schönen treu bleiben wollen, täuschen sich selbst und die händeringenden Familienangehörigen damit, dass sie ja nur vorübergehend der Universität ade sagen und später einmal wieder zurückkehren werden. Die weniger Sentimentalen verlassen die Universität unter Ausrufung von meist ja nur zu berechtigten Verwünschungen über die Weltferne der Professoren, den mangelnden praktischen Nutzen des dort Gebotenen und den Überdruss, den das ständige Lernen bereitet.

Es muss nicht immer die magnetische Wirkung eines globalen Booms sein, es reicht in bestimmten Berufsfeldern auch schon ein schlichtes Jobofferte, das sich von dem weiter oben beschriebenen, wo die Erreichung eines bestimmten Alters die Voraussetzung war, dadurch unterscheidet, dass der entsprechende Beruf ohne Nachweis eines formalen Bildungsabschlusses ausgeübt werden kann und dessen Vorhandensein in der herrschenden Berufsideologie sogar als Behinderung ausgegeben wird. Das galt für lange Zeit - und in gewissen Umfang auch heute noch - für den Beruf des Journalisten, von dem manche seiner autorisierten Repräsentanten gern sagen, man müsse für ihn geboren sein. Sie plädieren beileibe nicht für Kinderarbeit, sondern verachten bloß die formale Bildung, was für einen Beruf, der nicht zum Geringsten darin besteht, anderen die Welt oder wenigstens so relevante Teile wie die des Sport und Theaters zu erklären, doch eine eigenartige Stilisierung des Gedanken angeborener Kompetenzen darstellt. In diesem wie auch im Fall des Schriftstellers funktioniert die Universität als staatlich finanzierte Zentrallehrwerkstätte, deren Existenz es dem künftigen Arbeitgeber oder Verlag erspart, in die Ausbildung ihrer Lehrlinge investieren zu müssen. Das ständige Überangebot an freien Mitarbeitern und schriftstellernden Dilettanten wirkt selbstselektierend: Als Student probiert man es aus und wenn es funktioniert quittiert man sein Studium. Ganz Ähnliches lässt sich über den Weg zum Berufspolitiker sagen, der lange Jahre hindurch einen hohen Anteil an Studienabbrechern aufwies. Auf die Tatsache, dass deren Zahl jüngst zurückgegangen ist, komme ich gleich noch in einem anderen Zusammenhang zurück. Davor muss noch darauf hingewiesen werden, dass auch das Gegenteil einer boomenden Wirtschaft zur Vermehrung von Studienabbrechern beitragen kann.

Wenn die Universität und verwandte Bildungseinrichtungen als Wartesaal der Nationalökonomie fungieren, stellt sich alsbald das Phänomen der Zehenspitzen-Gesellschaft ein. Im Glauben, dass ein mehr an Bildung die individuellen Chancen, einen Job zu bekommen

erhöht, absolvieren immer mehr eine immer größere Zahl von Ausbildungen und Zusatz-Ausbildungen. Als notwendiger Nebeneffekt tritt dann der Abbruch von wenig aussichtsreichen Studien oder die vorzeitige Beendigung der zuletzt in Angriff genommenen Ausbildung ein. Nehmen wir als Beispiel die Volksschullehrer. Dort herrscht in Österreich am Übergang vom 20. in das 21. Jahrhundert ein Überangebot an Ausgebildeten. Die Absolventen der Pädagogischen Akademien verbringen die mehrjährige Wartezeit nicht untätig, sondern erwerben Zusatzqualifikationen, was manchmal zu einer Neuorientierung ihrer Berufswünsche führt, oft aber einfach eine sozial akzeptable Überbrückung zwischen dem Abschluss des Erststudiums und der Aufnahme in den überfüllten Arbeitsmarkt darstellt; natürlich beenden sie die Zweit- oder n-te Ausbildung dann nicht, wenn sie als Lehrer endlich eine Stelle bekommen. Wie im Fall einer Versammlung auf irgendeinem Hauptplatz, wo die weiter hinten Stehenden sich auf die Zehenspitzen stellen oder so lange die hinteren Reihen abgehen, bis sie einen Platz mit Sicht auf das Geschehen finden, wandern die Mitglieder jener Berufe, wo ein Überangebot herrscht herum und brechen dabei an dem einen oder anderen Platz ihren Aufenthalt nach kurzem oder längerem wieder ab.

Die Existenz eines Wesens namens Studienabbrecher ist natürlich eine soziale Erfindung und es gibt sie nicht in jeder Gesellschaft, obwohl es sie in jeder Gesellschaft mit tertiären Bildungseinrichtungen geben dürfte. Es gibt dieses Wesen als soziale Kategorie, die auf jemanden erfolgreich und das heißt meist diskreditierend angewandt werden kann, nur in Gesellschaften, die Titeln eine große Bedeutung zuschreiben. Ein Beispiel mag das verdeutlichen: Was ist der Unterschied zwischen William Henry Gates III und William Jefferson Clinton? Der eine gilt als der reichste Mann der Welt und vom anderen sagt man gern, er sei deren mächtigster, zumindest bis Ende Jänner 2001, wenn seine Amtsdauer zu Ende geht. Beide sind besser bekannt unter ihren nicknames Bill G. und Bill C. und man muss schon Nachschlagewerke konsultieren, um zu erfahren, dass er eine nach unseren österreichischen Verhältnissen ein Herr Doktor und der andere ein Herr Niemand ist. In den USA zählt der tatsächliche Erfolg weit mehr als der einmal erworbene Titel; in Österreich ist es geradezu umgekehrt: von jemandem der Erfolg hat, nimmt man an, dass er auch den entsprechenden Titel erworben haben muss, weswegen ja der frühere Bundeskanzler in TV Inserts gern und fälschlich als Dr. Viktor Klima und nicht als Wickerl K. dem Publikum nahegebracht wurde und deswegen gibt es ja auch diese Inflation von sogenannten Berufstiteln, die richtig auseinander zuhalten selbst Eingeweihten nicht immer leicht fällt. Dem Dirigenten Karl Böhm näherte sich einst ein serviler Interviewer mit der Anrede "Herr Professor Böhm ..." und erhielt grantelnd zur Antwort "ich bin kein Professor, jeder Trottel wird heutzutage schon Professor", und um klar alles zu machen setzte er hinzu: "Doktor Böhm!" In

einer Gesellschaft mit einer derart obsessiven Beziehung zu Titeln hat der Studienabbrecher schlechte Karten.

Unweigerlich fragt man sich, warum es dann überhaupt Studienabbrecher gibt? In der österreichischen Visitkarten-Welt verbergen sie sich hinter gekauften, erfundenen oder anderwärts leicht erwerbbaren Zeichenketten, die man vor den Vornamen setzen kann und mir scheint, dass man gerade deswegen der kleinen Gruppe echter Studienabbrecher wenig Aufmerksamkeit widmet und ihr keine Hilfe zuteil werden lässt. Denn selbstverständlich gibt es Personen, die an ihrem Studium scheitern, mit diesem Scheitern lange Zeit lang hadern und ein Leben lang darunter leiden. Im Vergleich zu allen bislang besprochenen Gruppen von Studienabbrechern ist die Zahl derer, die zu dieser Gruppe gehören, eine quantité negliable. Andererseits liegt ihre soziale Funktion auf der Hand: Diejenigen, die den jeweiligen Titel irgendwie erworben haben, brauchen welche, von denen sie sich abgrenzen können, damit ihr wie immer auch kleines Licht doch heller strahlt - insofern ist auch Österreich eine Leistungsgesellschaft, halt eine deren hauptsächliche Leistung darin besteht, es sich zu leisten, auf andere mit Verachtung herunter zu blicken und sich dabei gut zu fühlen.

Zu diesen tragischen Studienabbrechern - tragisch, weil sie die Botschaft der Universität so ernst genommen haben, dass sie meinten, die von ihr geforderten Leistungen nicht erbringen zu können - gehören all jene, die mit großen Ambitionen an ihr Studium herantreten, viel dafür und in ihm arbeiten, Pläne für Abschlussarbeiten entwerfen, die notwendigerweise eine paar Schuhnummern zu groß sind und denen niemand rechtzeitig die Flausen austreibt und ihnen beizeiten das beibringt, was zur Erreichung ein weniger bescheidener Ziele beitragen würde. Ihr leidvolles und sich meist über Jahre hinziehendes Scheitern hätte in den meisten Fällen verhindert werden können, wenn die Institution Universität ihre Ausbildungsaufgabe ernst nehmen würde. Zum Studienabbruch kommt es bei dieser Gruppe nämlich immer erst im Zusammenhang mit einer Dissertation, alle Hürden davor nehmen sie, wenn schon nicht mit der sprichwörtlichen Bravour so doch irgendwie. Sie sind in der Regel hoch motiviert, manchmal ein wenig eigensinnig in ein Thema oder eine Fragestellung vernarrt, jedenfalls besser als der Durchschnittsstudent. Warum scheitern sie dann aber? Nach meiner nun schon doch vieljährigen Beobachtung gibt es zwei Gründe. Erstens werden österreichischen Studenten basale Arbeitstechniken nicht rechtzeitig und nicht adäquat beigebracht. Das gilt vor allem für das Verfassen wissenschaftlicher Texte. Die Fähigkeit zum Schreiben gilt unter Wissenschaftlern hierzulande als angeborene Kompetenz - und so schreiben sie auch: unverständlich, bombastisch, stillos, benutzerfeindlich. Eine Studentin, die ein wenig Stilgefühl entwickelt hat, setzt sich unweigerlich die Latte um etliches höher als ihre Lehrer und ihr Scheitern ist vorherzusehen.

Zweitens gibt es in Österreich keine institutionalisierte Beziehung zwischen den Lehrern und den Studenten, was die Betreuung und Überwachung der letzteren anlangt. Die Professoren kümmern sich im großen und ganzen nicht um jene, die von der Bildfläche verschwinden, weil sie persönlich auch kaum einen Vorteil daraus ziehen können, wenn ihre Studenten ihre Arbeiten fertig stellen (das ist in den Laborstudien natürlich ganz anders, wo die Dissertanten tagtäglich unter den Augen des Chefs Teilarbeiten erledigen müssen, die auch für den Professor wichtig sind). In den Geistes- und Sozialwissenschaften profitiert ein Professor intellektuell höchst selten von seinen Studenten, was vor allem mit der elitären Selbstauffassung seiner selbst und seiner Standesgenossen zusammenhängt. Und eine der nicht beabsichtigten Nebenfolgen der sogenannten Studentenrevolte ist darin zu sehen, dass sich seither Professoren nicht mehr getrauen, ihre Studenten zu überwachen, weil sie nicht in den Geruch kommen wollen, autoritär zu sein. Bekanntlich ist ein Gegenteil von autoritär der Zustand der Anomie, also jene Situation, in der nichts mehr gilt, alles möglich und nichts vorhersehbar ist. Eine anomische Gesellschaft ist eine Welt für starke Charaktere und die meisten der Studienabbrecher, über die ich zuletzt gesprochen habe, gehören sicherlich nicht zu dieser Gruppe der Sieger in einer Ellbogengesellschaft. Die kollektive Verantwortungslosigkeit der österreichischen Universitäten gegenüber ihren Studenten trägt gemeinsam mit der Vermischung dieser Gruppe - wie man sagen könnte - gescheiterter Studenten mit den weiter oben genannten Studienabbrechern dazu bei, das Problem als eines der Massenuniversität zu normalisieren und letztlich froh darüber zu sein, dass eine ausreichende Anzahl von Studenten freiwillig das weite sucht. Denn nur in der Einsamkeit ist die Forschung wirklich frei.

Diese Text wurde während meines Aufenthalts als Fellow am Center for Scholars and Writers der New York Public Library geschrieben.